

Die Emigration als Brettspiel

Die neue Dauerausstellung im Jüdischen Museum Berlin will vor allem eins: Versöhnung. Von Sabine Lueken

Mit Deutschen kann man oft nicht reden, weil sie so von Schuldgefühlen zerfressen sind.« So äußert sich sinngemäß eine junge Frau in der großen Videoinstallation »Mesubin« (»Versammelt sein«). Die Regisseurin Yael Reuveni hat dafür zusammen mit dem Videokünstler Clemens Walter Antworten von über 50 in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden jeden Alters und jeder Profession zusammengestellt. Was bedeutet Jüdischsein im Jahr 2020? Was gefällt ihnen am meisten, was am wenigsten? Wo wollen sie begraben sein? Diese Stimmen vereinigen sich am Ende zum Gesang. Die Videoinstallation ist ein Höhepunkt der Ausstellung, die in fünf »Epochen«- und acht »Themenräumen« von den Juden in Deutschland und der Beziehung

zwischen ihnen und ihrer nichtjüdischen Umgebung erzählt.

Die Ausstellung widmet sich dem Versuch, die Geschichte deutsch-jüdischer Beziehungen in den Blick zu nehmen und das alles überschattende Täter-Opfer-Verhältnis der Vergangenheit in ein geschichtsbewusstes Miteinander zu überführen. Es wird eine Atmosphäre der Harmonie geschaffen, die danach verlangt, das Trennende und Polarisierende fernzuhalten. Das kann man als »Wohlfühl-narrativ« kritisieren, weil so zwangsläufig die deutsche Schuld relativiert wird: Hier blickt man so auf die Vergangenheit, dass die Möglichkeit einer Kultur des entspannt-respektvollen Zusammenlebens nicht in Gefahr gerät.

Erreicht wird das mit zwei Tricks: mit der konsequenten Darstellung des histori-

schen Geschehens aus individuell-biografischer Perspektive und durch Multiperspektivität und Meinungsp pluralität bei allen Fragen aktueller Debatten. Ein Beispiel für ersteres ist etwa der schier endlose »Laufzettel« für Juden, die aus Nazi-Deutschland emigrieren wollten und die wirklich alles, was sie hatten, Hab und Gut, Wohnung und Beruf, bei den verschiedenen Ämtern der Nazi-Bürokratie preisgeben mussten, um ihr nacktes Leben zu retten. Ein schönes Beispiel für letzteres geben Interviews mit Daniel Barenboim und Barrie Kosky, Intendant der Komischen Oper Berlin, in denen diese sich kontrovers zu der Frage äußern, ob die auch von vielen Juden geliebte Musik Richard Wagner antisemitisch sei.

Für aktuellere Fragestellungen kann man den in kühles Türkis getauchten »Debatte-raum Antisemitismus« aufsuchen. Um dorthin zu kommen, muss man ein bekanntes Zitat Theodor W. Adornos aus der »Minima Moralia« passieren: »Der Antisemitismus ist das Gerücht über die Juden.«

Die Ausstellung setzt vor allem auf Mitmachpädagogik und Anschaulichkeit, auf Comic-Elemente, spielerische Mittel und Witz. Man kann zum Beispiel das eigene Gesicht mit dem der berühmten ersten Berliner Salonnière Henriette Herz oder dem des Anarchisten Gustav Landauer morphen, oder man kann seine Tauglichkeit als Messias ermitteln, den eigenen Namen in hebräischen Buchstaben schreiben, das Konterfei von Peggy Guggenheim oder Anne Frank auf eine Münze stanzen oder den Weg in die Emigration mit Hilfe von Brettspielen nachvollziehen. Man kann in einem Kinosaal einen Film über den jüdischen Anteil an der kulturellen Blüte der Weimarer Republik ansehen oder mit 3D-Brillen in vier Synagogen spazieren gehen. Man kann israelische Popmusik hören, in der »Hall of Fame« die stilisierten Porträts jüdischer »Superstars« sehen und dazu comicartige Büchlein über Jesus Christus, Amy Winehouse, Sigmund Freud oder Leonard Cohen durchblättern. Einiges davon erscheint dem erwachsenen Besucher läppisch; es richtet sich an Kinder und Jugendliche, denen der Einstieg in das Thema erleichtert werden soll.

Die Erzählung über die 1700jährige jüdische Geschichte in Deutschland beginnt im Mittelalter mit den ersten jüdischen Siedlungen in Aschenas (hebräisch für das nördliche Europa). Gezeichnete Bildergeschich-



Der »Willkommenspunkt« des Jüdischen Museums Berlin: Hier freut sich der Nazi-Nachkomme an seiner sauber und einladend verpackten Vergangenheit

ten und didaktisiertes Material stehen hier mangels archäologischer Funde im Vordergrund. Es wird deutlich, dass viele aktuelle antisemitische Verschwörungstheorien vom Ritualmord bis zur Brunnenvergiftung uralt sind. Als Exponat aus der Frühen Neuzeit, als der Buchdruck die Welt veränderte, beeindruckt ein Druckstock, bei dem in einen kunstvoll geschnitzten Satzrahmen sowohl lateinische als auch hebräische Lettern eingesetzt werden können, ein schönes Beispiel für die kulturelle Kooperation von Christen und Juden. Allerdings war das Druckprivileg vornehmlich Christen vorbehalten.

Die Französische Revolution brachte für Juden zwar die rechtliche Gleichstellung, in Preußen 1812, im Deutschen Reich 1871. Die Ambivalenz dieser angeblichen Gleichheit wird jedoch durch Leuchtschriftbalken deutlich, die auf der Vorderseite die universellen Menschenrechte (»Die Menschen sind und bleiben von Geburt frei«) zitieren, die den Juden auf der Kehrseite wieder entzogen werden: »Den Juden als Nation muss man alles verweigern, als Individuen muss man ihnen alles zugestehen.« Der moderne Staat wollte sie als Staatsbürger, nicht als Angehörige einer eigenen Gesetzen verpflichteten Minderheit. Religion wurde zur Privatsache. »Auch Juden werden Deutsche« heißt diese Abteilung der Ausstellung, die von Berlin als Schmelztiegel und Zentrum des Wandels erzählt, von Theodor Herzl und der Forderung nach einem jüdischen Staat, der Kriegsteilnahme von Juden im Ersten Weltkrieg und ihrer Enttäuschung, trotzdem keine Wertschätzung zu erfahren, der Weimarer Republik und der Radikalisierung der Judenfeindlichkeit.

Dann wurde das Versprechen gebrochen: »Wie ein fürchterlicher Alpdruck lastet die Aufhebung der Gleichberechtigung auf uns allen, besonders aber auf den Juden, die, wie ich, sich dem Traume der Assimilation hingegen haben«, schrieb der Maler Max Liebermann 1933 nach Tel Aviv. Doch die »Katastrophe« hatte bereits vorher begonnen. Riesige bedruckte Papierfahnen, die von der Decke hängen, machen den gewaltigen bürokratischen Furor der antijüdischen Gesetze und Verordnungen ab 1931 augenfällig. Ergänzt wird die Installation durch eine Karte Deutschlands, auf der aufleuchtende Lämpchen gewalttätige Übergriffe auf Personen, Geschäfte und Gemeindefeinrichtungen räumlich und zeitlich markieren – ab 1938 blinkt und leuchtet es überall.

Die neue Direktorin, Hetty Berg, hatte auf diese Ausstellung noch keinen Einfluss. Das Konzept stammt noch vom vorherigen Leiter, dem Judaisten Peter Schäfer, der im Juni 2019 nach wiederholten Vorwürfen sein Amt aufgab. Da dauerte die Geschichte der Kontroversen und erbitterten Streitigkeiten um das Jüdische Museum schon lang. Sie beginnt in den 1980er Jahren, als es darum

ging, ob die Dokumentation des jüdischen Lebens in der Berliner Stadtgeschichte zum Stadtmuseum gehören oder eine eigenständige Darstellung erhalten sollte. Heute ist das Haus offizieller Teil bundesdeutscher Gedenkpolitik. Erhalten blieb die Aufgabe, einerseits das Eigenständige und Unvergleichliche der jüdischen Kultur, andererseits auch deren Integration und Wandlung zu zeigen. Hetty Berg will allen Versuchen politischer Einflussnahme und Vereinnahmung entgegenzutreten und sieht das Jüdische Museum Berlin als »freie(n), aber geschützte(n) Raum zum Austausch über alle relevanten gesellschaftlichen Themen«.

Realisiert hat die Ausstellung als leitende Kuratorin die langjährige Programmdirektorin Cilly Kugelmann, mit einem Team von 20 Mitarbeitern. Die zuvor »altbackene Gestaltung« (Kugelmann) wurde abgelöst durch eine zwanglose Themenfolge, genutzt wurden sämtliche neue museale Darstellungsmittel – die historischen Originalobjekte wurden mit Klanginstallationen, audiovisuellen Medien, eigens geschaffenen Kunstobjekten, interaktiven Spielen, Objekten zum Anfassen und Virtual-Reality-Anwendungen kombiniert, all das wurde in die labyrinthische Symbolarchitektur des Museums eingefügt.

Doch einiges fehlt. Warum kommt die tragende Rolle der jüdisch-deutschen Literatur nur am Rande vor? Kafkas Werk etwa, das den Bogen von der jüdischen Mystik zur weltliterarischen Moderne spannt? Merkwürdig auch, dass die Zeit nach 1945 und die Gegenwart gestalterisch so kurz kommen: Das Kapitel über die russischen Juden, die als Kontingentflüchtlinge ab 1989 in die Bundesrepublik kamen, die eindrucksvolle Installation der eine ganze Wand in Anspruch nehmenden Regale voller Akten von Wiedergutmachungsverfahren (»Warten auf Gerechtigkeit«) und das »Beziehungsdreieck Israel, Deutschland und die Juden«, all das ließ sich zwar besichtigen, aber es blieb nicht haften. Über Juden in der DDR war so gut wie nichts zu erfahren.

An prominenter Stelle ist eine Leihgabe von Anselm Kiefer zu sehen: Das Objekt »Schewirat ha-Kelim« (»Bruch der Gefäße«) ist eine Interpretation der Auffassung des jüdischen Kabbalisten Isaak Luria von der Katastrophe, die sich während der Schöpfungsgeschichte ereignete. Das düstere Werk aus Blei, Eisen, Glas, Kupferdraht und Holzkohle erscheint wie eine Vorausdeutung der kommenden Vernichtung des Judentums in Europa und setzt damit einen Kontrapunkt zu der hellen, sauber aufgeräumten Gestaltung der Ausstellung. Deren nüchterne Sachlichkeit, die Andreas Kilb in der »FAZ« beklagt, ist gewollt. Doch alles, was bewältigt schien, ist noch da. ●

Sabine Lueken schrieb in konkret 8/20 über den Umgang mit Denkmälern von Rassisten



Der Mauerfall vor 30 Jahren bedeutete eine Zäsur für migrantisches und jüdisches Leben in Ost und West. Während die einen vereinigt wurden, wurden die anderen ausgeschlossen. Das Buch möchte ausgegrenzte Perspektiven auf die deutsch-deutsche Vereinigung wieder sichtbar machen und an die Kämpfe um Teilhabe in den 1980er Jahren, einschneidende Erlebnisse um die Wende und die Selbstbehauptung gegen den Rassismus der 1990er Jahre erinnern. Mit Geschichten etwa von Bürgerrechts- und Asylkämpfen ehemaliger Gastarbeiter*innen, von Geflüchteten und über jüdisches Leben in BRD und DDR.

Lydia Lierke / Massimo Perinelli (Hg.)

ERINNERN STÖREN

Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive

Broschur, 504 Seiten, 20 Euro
ISBN 978-3-95732-451-1

